

Schillers Kraniche des Ibykus

Autor(en): **Egger. J.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **6 (1899)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-532895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wieder freier Stickstoff der Luft infolge Absterbens der Organismen und Zersetzung der Proteinstoffe. Wie wichtig das ist, geht daraus hervor, daß, wenn der Stickstoff nicht wieder in nützliche Proteinverbindungen umgearbeitet werden könnte, er sich allmählich so sehr in der Luft anhäufen würde, daß die Luft nicht mehr ausgeatmet werden könnte, ohne den Organismus des Menschen und der Tiere zu vergiften. Das ist auch ein Zeichen von Zweckmäßigkeit in der Natur, daß gerade diese giftigen Luftteile derart unschädlich, ja sogar überaus nutzbar gemacht werden, und daß Pflanzen, Tiere und unorganische Natur derart harmonisch ineinander greifen!

Schillers Kraniche des Ibykus.

Fabel, Disposition, Erklärung und Idee.

Von P. Joh. Bapt. Egger O. S. B., Prof. in Sarnen.

Im Jahre 1797 und 1798 dichtete Schiller neben seinen größern Arbeiten so viele Balladen, daß die Litteraturgeschichte diese zwei Jahre geradezu die „Balladenjahre“ in der schriftstellerischen Tätigkeit des Dichters genannt hat. Die Stoffe zu diesen herrlichen Schöpfungen, die sich durchweg durch Ideenreichtum, Adel der Gesinnung und namentlich durch eine glanzvolle Sprache auszeichnen, holte sich Schiller nicht bloß aus der romantischen Zeit, sondern auch aus dem klassischen Altertum, vorzüglich aus Griechenland, wo sich sein idealer für alles Schöne begeisterter Sinn so überaus heimisch fühlte. — Unter den Balladen nun, welchen ein spezifisch griechischer Stoff zu Grunde liegt, nehmen die erste Stelle ein: „die Bürgschaft“ und „die Kraniche des Ibykus“, welche als Perlen wahrer Poesie nicht nur in den Gymnasien gelesen und häufig auch auswendig gelernt und vorgetragen werden, sondern auch an manchen Real- und Sekundarschulen Gegenstand der Erklärung und begeisterter Deklamation sind. Allein während das erstere Gedicht wegen seiner klaren und einfachen Disposition, wegen seiner allgemeinen menschlichen Idee, wegen seiner jederman verständlichen Mittel der Darstellung durchaus keine Schwierigkeiten bietet, finden sich in der letztern Ballade so viele spezifisch griechische Ausdrücke, Anschauungen und Sitten niedergelegt und als Mittel der Darstellung verwendet, daß es für einen, der sich durch das Studium der griechischen Sprache und der Litteratur mit den hellenischen Welt- und Lebensanschauungen nicht gründlich vertraut gemacht hat, schlechtweg unmöglich erscheint, das Gedicht zu verstehen, es sei denn, daß er sich bei einem Fremdwörterbuche und andern Hilfsmitteln Rat

hole. Zum Zwecke eines gründlichen Verständnisses kann auch die mit Unmerkungen versehene Ausgabe der Schillerschen Gedichte von Hülskamp nicht genügen, dessen „kurze Erläuterungen“ doch hie und da zu kurz sind und oft gerade über das zum Verständnis Wichtigste hinweggehen. Alle diese Umstände dürften eine einläßliche, möglichst allseitige Beleuchtung des Gedichtes in dieser Zeitschrift hinlänglich rechtfertigen. Wir werden also zu diesem Behufe zuerst den Mythos oder die Fabel darlegen, welche dem Dichter die grundlegenden Motive zur Ballade lieferte, dann eine Disposition des Gedichtes selbst versuchen, welche uns zugleich den logischen Gedankengang des Ganzen herausstellen soll, ferner eine möglichst erschöpfende Erklärung aller jener Einrichtungen, Anschauungen und Ausdrücke geben, die unserm modernen Bewußtsein ferne liegen. Eine kurze Reflexion über den leitenden Grundgedanken oder die Idee des Gedichtes soll unsere Auseinandersetzung schließen.

1. Der Mythos oder die Fabel.

Der Sänger Ibykus stammte aus Rhegium, einer griechischen Colonie an der südlichsten Spitze Italiens (gegenwärtig Reggio) und war Zeitgenosse des Königs Krösus von Lydien und des Iyrischen Dichters Anakreon. Mit letzterem Sänger hat er nicht bloß den erotischen Ton seiner Dichtungen gemeinsam, sondern er führte auch gleich diesem nach Art der mittelalterlichen Minnesänger ein unstätes Wanderleben. Er durchzog die Städte Unteritaliens und Siciliens und traf am Hofe des Polykrates, des mächtigen und kunstsinigen Tyrannen von Samos, mit Anakreon zusammen, wo er sich längere Zeit aufhielt. Sein Tod erfolgte auf einer Reise nahe bei Korinth. Dieser letztern Tatsache nun bemächtigte sich die Volksfage. Und wie sie es bei den Griechen überhaupt liebte, das Leben und Schicksal gottbegnadeter Sänger poetisch sinnvoll auszuschnücken (man vergleiche das schöne Gedicht „Arion“ von A. W. von Schlegel), so umwob sie den Tod des Ibykus mit der Sage von den Kranichen, welche den versammelten Festgenossen die Mörder verrieten. Die Sage findet sich zuerst beim Epigrammatiker Antipater von Thessalonike aus der Zeit des Augustus; dann bei Plutarch, einem der gebildetsten und fruchtbarsten Schriftsteller der römischen Kaiserzeit (um 46—um 120 n. Chr.) in seiner Schrift „über die Geschwägigkeit“; ferner bei Nemesios, Bischof von Emesa (um 400 n. Chr.), in seiner theosophischen Schrift „über die Natur des Menschen“, in welcher er die christliche Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, der Freiheit des menschlichen Willens, dem Walten der göttlichen Vorsehung und ähnlichen Dogmen mit der neuplatonischen Lehre verquickt. Die hier in Betracht

kommende Stelle des auch im Mittelalter vielgelesenen Buches lautet also: „Die Geschichte des Dichters Ibykus beweist, daß es eine Vorsehung gibt. Denn als dieser von einigen ermordet wurde und weder einen Verteidiger noch einen Zeugen des Überfalls bei sich hatte, erblickte er Kraniche und sagte: Ihr, o Kraniche, sollt meinen Tod rächen. Als man nun in der Stadt nach den Mördern forschte und sie nicht ausfindig machen konnte, da flogen, während das Volk im Theater der Auf- führung eines Schauspieles beimohnte, die Kraniche vorüber. Als sie die Mörder erblickten, lachten sie und sagten: Sieh da, die Rächer des Ibykus! Dies hörte einer von den zunächststehenden und meldete es der Obrigkeit. Die Übeltäter wurden festgenommen und gestanden den Mord ein.“

Ob nun dem Dichter die Sage in der Fassung, wie sie sich bei Plutarch findet oder in der soeben angeführten Darstellung vorlag, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls zeugt das Gedicht von der Meisterschaft Schillers, einen unbedeutenden, bereits vorhandenen Stoff poetisch zu ver- klären, ihm einerseits durch einen gewissen Zauberschlag die ihm inne- wohnende hohe Schönheit zu entlocken und ihm anderseits durch Hinzü- dichtung neuer Motive ein allgemein menschliches Interesse zu verleihen. Allein wir wollen nicht eindringen in die geheimnisvolle Werkstatt des Dichters und untersuchen, wie sich die schlichte Erzählung in seinem Geiste zu der uns nun vorliegenden prächtigen Ballade gestaltet hat, welche Anknüpfungspunkte ihm bereits die Erzählung geliefert, und welche neue Motive er aus seinem eigenen Innern hinzugefügt hat, sondern wir wollen das Gedicht so nehmen, wie wir es aus der schöpferischen Hand des Dichters empfangen haben und uns zunächst durch eine mög- lichst klare Disposition über den Gang der Handlung orientieren.

2. Disposition.

1. Die Scene „in Poseidons Fichtenhain“. (Strophe 1—6.)

- 1) Der Sänger Ibykus wandert aus seiner Vaterstadt Rhegium nach Korinth zu den irthmischen Spielen. (Strophe 1.)
- 2) Eine Kranichschar, welche auf dem Meere seinem Schiffe gefolgt war, begleitet ihn auch auf dem Landwege, der ihn durch Poseidons Fichtenhain seinem nahen Ziele entgegenführt. (Strophe 2.)
- 3) In der treuen Begleitschaft dieser Kranichschar erblickt er ein günstiges Vor- zeichen und fleht in einem Gebete zu Zeus, dem Beschützer der Fremdlinge, um freundliche Ausnahme für sich und seine Schicksalsgenossen an ihrem beiderseitigen Bestimmungsorte. (Strophe 3.)
- 4) In der Mitte des Hains wird der Sänger von zwei Räubern überfallen, gegen welche allein zu erwehren ihm keine Aussicht vorhanden. (Strophe 4.)

5) Da sein Ruf nach Hilfe in dieser Einsamkeit weder von Göttern noch von Menschen gehört wird, so beklagt der Dichter sein Los, von so schmachlicher Hand sterben zu müssen, ohne jede Aussicht auf Totenklage und Rache.
(Strophe 5.)

6) Zu Boden gestreckt und schon mit dem Tode ringend, sind seine letzten Worte eine Bitte an die vorbeiziehenden Kraniche, als einzige Zeugen dieser Greuelthat, die Mörder zu verklagen. (Strophe 6.)

2. Die Scene auf dem Festplatze in der Nähe des Poseidontempels. (Strophe 7—10.)

1) Der Leichnam des Sängers wird aufgefunden und von dem in Korinth wohnenden Gastfreund erkannt, welcher bedauert, daß sich seine Hoffnung, ihn als gekrönten Sieger in sein Haus aufzunehmen, nicht erfüllt habe. (Strophe 7.)

2) Die Nachricht vom Tode des berühmten, allbeliebten Sängers ruft in der ganzen Festversammlung tiefen Schmerz hervor; allgemein verlangt man, daß die oberste Staatsbehörde Schritte tue, um den Raubmörder auszufundschaffen.
(Strophe 8.)

3. Doch bei der Unzahl von Festbesuchern hält es schwer, den Täter ausfindig zu machen; nur Helios, der Allsehende und Allwissende, kennt den Urheber der schwarzen That. (Strophe 9.)

4) Vielleicht wandelt er unbekümmert um die Nachforschungen, die allenthalben um ihn angestellt werden, mitten durch die Menge der Festteilnehmer, oder er hat sich trotz seiner blutbefleckten Hände in den nahen Tempel begeben, oder er drängt sich durch die Menschenmasse hindurch, die sich gegen das Theater hinwälzt,
(Strophe 10.)

3. Die Scene im Theater. (Strophe 11—23.)

1) Das mächtige Amphitheater ist von den untersten bis zu den obersten Sitzreihen von Bülkern aus allen Teilen Griechenlands dicht angefüllt. (Strophe 11.)

2) Es sind da Festbesucher aus Athen, aus Boeotien, aus Phokis, aus Sparta, sogar aus Kleinasien und aus den verschiedenen zur griechischen Bundesgenossenschaft gehörigen Inseln, um einer Tragödie eines ihrer nationalen Dichters beizuwohnen. (Strophe 12.)

3) Der Chor dieser Tragödie ist aus Eringen, aus Rachegöttinnen gebildet, die ernst und feierlich in die Orchestra eintreten, durch künstliche Ausstattung mit Rothurn, Kopfaufsatz zc. weit über das Maß menschlicher Größe hinausgehoben.
(Strophe 13.)

4) Sie sind in schwarze Mäntel gehüllt, sie schwingen brennende Fackeln in ihren geisterhaften Händen, ihre Wangen sind leichenblau, ihre Haare sind giftige Schlangen und Rattern. (Strophe 14.)

5) Sie stellen sich nun mitten in der Orchestra auf und beginnen in schauriger Melodie ein Chorlied vorzutragen, das auf das Herz jedes Schulbewußten einen niederschmetternden Eindruck macht. (Strophe 15.)

6) Der Unschuldige, singen sie, sei frei von ihren Nachstellungen, den heimtückischen Mörder jedoch verfolgten sie überall, er möge fliehen, wohin er wolle, und flöhe er auch hinab in das Haus des Hades, in die Unterwelt, nirgends sei er vor ihrer Rache sicher. (Strophe 16 und 17.)

7) Totenstille herrschte unter den vielen Tausenden von Zuschauern nicht nur während des Gesanges, sondern auch dann noch, als der Chor den Tanzplatz bereits verlassen hat; einen so tiefen Eindruck hat das Lied gemacht.
(Strophe 18.)

- 8) Man glaubte, die wirklichen Nachgöttinnen vor sich gesehen und ihrem Gesange gelauscht zu haben, war dadurch zur Betrachtung der Nemesis d. i. der göttlichen Strafgerechtigkeit hinüber geleitet worden und nun ganz in derselben versunken. (Strophe 19.)
- 9) Während dieser lautlosen Stille ertönt auf einmal von einer der höchsten Sitzreihen herab der Ruf: „Sieh' da, sieh' da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus!“ Und zu gleicher Zeit zieht über das Theater hin eine Schar von Kranichen. (Strophe 20.)
- 10) Der Name „Ibykus“ ruft wieder neuen Schmerz über den Verlust des herrlichen Sängers in den Herzen der Anwesenden wach, und man macht sich anheischig, zu untersuchen, was es denn mit diesem soeben vernommenen Rufe und mit dem vorbeirauschenden Kranichzuge für eine Bewandnis habe. (Strophe 21.)
- 11) Man erblickt in demjenigen, von welchem dieser Ruf ausgegangen, den Mörder des Ibykus, welcher durch das Auftreten und durch den Gesang der Eringen in seinem schuldvollen Herzen tief erschüttert, beim Erscheinen der Kraniche unwillkürlich seinen Mitschuldigen auf die bestellten Rächer des Sängers aufmerksam gemacht und dadurch sich und seinen Genossen verraten habe. (Strophe 22.)
- 12) Das vor Schrecken bleiche Antlitz verrät die Mörder, die, vor den Richter geführt, ihre ruchlose Tat gestehen. (Strophe 23.)

Das Spiel des Kindes.

Von Gustav Hartmann, Lehrer, Hitzkirch, Kt. Luzern.

(Schluß.)

Das Spiel ist ein wichtiges Erziehungsmittel. Es fördert:

1. Die körperliche Entwicklung des Kindes.

In der Schule nimmt das Kind gar oft eine fehlerhafte Haltung ein. Darunter leiden die dabei beteiligten Organe. Jetzt ertönt die Stimme des Lehrers. „Pause“ heißt's, und flugs verlassen alle das Schulzimmer, und der Spielplatz versammelt die frohe Mannschaft zum gemüthlichen Spiel. Hier machen muntere Knaben Lauffspiele. Diese üben in vorzüglicher Weise Fuß und Brust, die Lunge wird bedeutend gestärkt. Dort arrangieren einige Bublein Wurf- und Fangspiele, sehr vorteilhaft für Auge und Hand. In jener Ecke des Platzes wird ein Spiel mit verbundenen Augen aufgeführt; diese schärfen Ohr und Gefühl, und neben mir, damit Abwechslung sei, machen Mädchen ein Singspiel. Diese wirken außerdem, daß sie ein besonderes Glied des Körpers in Anspruch nehmen, noch bildend auf die Sprachorgane. Kurz, jedes Spiel mit Maß betrieben, wirkt vorteilhaft auf den Körper, ohne denselben übermäßig anzustrengen. Beim Unterricht im Turnen sollten jedenfalls die Turnspiele, wobei Mädchen und Knaben teilnehmen könnten, mehr berücksichtigt werden. Zweifellos würden sie nützlicher sein, als oft stundenlanges, stereotypes, geist- und herztötendes Heben und Senken der Arme und Beine.